Ilja Ehrenburg / Dreizehn Pfeifen *(Im Rheinverlag)*

Dreizehn Novellen, ein wenig gewaltsam um ein bestimmtes Requisit gruppiert. Daß dies Requisit grade die Pfeife ist, bringt das Buch noch stärker in die Gefahr, einem billigen Buntdruck-Symbolismus zu verfallen. Aber das Kunststück gelang: alle Peinlichkeiten sind vermieden, man liest dreizehn Geschichten, die abwechslungsreich, handfest, gegenständlich, ohne Geheimnistuerei und Gleichnissucht sind. Lebensschicksale aus aller Herren Ländern werden in einem sehr sachlichen, ein wenig sarkastischen Stile vorgetragen, es ist eine Art Poesie gewordenes Reportertum, ein von der Zeitung befruchteter neuer Realismus der Prosadichtung. Ein erfreulich tendenziöser, gesinnungshafter, weltkritischer, dessen rücksichtslosem Griff die ganze Erde unterliegt. Dies wirklich weltrevolutionäre Buch geht dem Faulen in allen Staaten zu Leibe. Nicht zimperlich, sondern mit der nötigen Brutalität, die der krassen Wirklichkeit so kraß mögliche Fälle wie den der zweiten und der neunten Pfeifenanekdote entnimmt. Auch das Sexuelle bekommt seinen ehrfurchtslos geführten Hieb. Denn Ehrenburgs Buch ist schließlich jeder Bindung überlegen, kritisiert mit gleicher Schärfe Mißstände des eignen Sowjetrußlands und düpiert auch mal mit der Märchengroteske eines (leicht Gogolschen) Phantastikums. Immer aber ist es interessant, eine anregende Unterhaltung, die aufrührerische Gefühle verbreitet, ein revolutionäres Abenteurerbuch, ein freiheitlicher Trickfilm, der mit ulkigen, tragischen, menschlichen, spielerischen, sexualspaßigen und schicksalsdramatischen Szenen die Welt ein Stück vorwärts kurbelt.

mh

BÜCHER

Robert Walser / Die Rose *(Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin)*

Wieder schenkt uns Robert Walser einen Band seiner feinen, gepflegten Abseitskunst, die ganz für sich, ohne Kompromiß und ohne Anleihe, als eine Ausnahmeerscheinung innerhalb des gegenwärtigen Literarurbestandes sich behauptet. Das ist ein ästhetischer Genuß, ohne blasse kunstgewerb-

liche Ästhetenspielerei zu sein, bleibt über Richtungen, historische Ablösungen, zeitliche Tendenzen und Entwicklungen hinaus lebendig, weil es auf einem hohen Niveau die Technik des Schreibens beherrscht, weil es mustergültig eine Stilform vertritt. Es ist der Reiz dieser Geschichten, daß sie scheinbar unbedenklich zu fabulieren beginnen, die ersten Sätze legen keck drauflos: „Sonntag war's, da ging einer lustwandeln", und oft macht man sich über die eigne Leichtigkeit lustig: „Hier hab ich wieder einmal nur skizziert; eigentlich wär' ich zu mehr verpflichtet" oder: „Schrieb je ein Schriftsteller so aufs Geratewohl?" Aber Walsers Art ist eben dadurch legitimiert, daß es bei ihm wirklich wohl gerät, daß die Willkür ein straffes Gefüge ergibt, daß die Tändelei feste Figur gewinnt; ein Phantasieren über einen Roman von Dostojewski, über eine Kellersche Novelle, über Sacher-Masoch, über frühe Theatereindrücke verliert sich in die entzückendsten Labyrinthe und findet doch immer zu untadliger Einhelligkeit sich zusammen, und haltlose, launisch da- und dorthin entgleitende Dialoge sind genau berechnet, fast raffiniert ausbalanziert und abgewogen.

mh

BERLINER THEATER

Selbstverständliche Voraussetzung des überhaupt diskutablen Bühnenkritikers ist seine leidenschaftliche Liebe fürs Theater. Fürs Theater als leibhaftige Mischung aus Kulissen-Dreck, Bretter-Zauber, Spiel-Seligkeit, Garderoben-Intrigue, Stark-Überheblichkeit, Statisten-Klatsch, unverbindlichem Eros-Getu. Liebe fürs Theater als lebendiges Ding, als einen immerhin Glück spendenden Teil dieses verzwickten, belämmerten, fragwürdigen Daseins! Als den Teil, der alle andern zu enthüllen und zu bestätigen wagt. Durch solche Theaterliebe wird man positiver, nicht negativer, aktiver, nicht passiver Kritiker. Ideelles Mitglied des Theaters also (nicht feindlich, mißgünstig oder auch nur abwartend Außenstehender) ein geistiger Spießgeselle der Menschen auf den Brettern, der sich auch keine Objektivität anmaßt, sondern von vornherein sagt: so ist meine gefühls- und vernunftgemäße Stellungnahme, ich mache aus ihr kein Hehl, ich beurteile aus ihr eure Leistung. Ich beurteile sie nicht als ein hämischer Beckmesser, der einen Fehler sucht, seine Überlegenheit zu beweisen. Ich rechne mich zu euch gehörig, und weil ich eure Sache liebe, will ich sie möglichst vollkommen, zeige ich die Fehler auf, euch noch liebenswerter zu machen. Dies bleibt eigentlich eine Angelegenheit zwischen uns beiden, geht das Publikum nichts an; für eine gewisse Besucherschaft ist noch das Schlechteste, was ihr bietet, zu gut, sie ahnt ja nicht, welche Arbeit, Übung, Vorbereitung noch in der schlechtesten Aufführung steckt. Gerade in einer Zeit, in der die Theaterleitungen und ihre Kassenpolitik übertrieben dem Publikumsurteil sich unterwerfen, muß der Kritiker seine Entscheidung gegen das Publikum treffen. Der Direktionen Neigung zum Publikum befreit ihn sogar von dem Mißverständnis, er verfechte einseitig die Interessen des Bühnengeschäfts und stehe im Dienste des Theaters. In Wahrheit verficht er seinen Glauben an die Kunst, seine Vorstellung von dem, was für Dramatik und Bühnenkunst am fruchtbarsten sei, in Wahrheit steht er im Bann seiner Leidenschaft fürs Theater und fürs dramatische Werk. Dabei wird er sich bemühen, immer im Leben, im unmittelbarsten Leben zu sein, auch das Theater und das, was in ihm vorgeht, als eine Aeußerung des universalen Lebens zu sehen und zu fühlen. Nicht Dogmatiker sein irgendeiner fanatischen Verranntheit, einer noch so ehrlichen Philologie, Monomanie und Hexenrichterei des Raumbegriffs, irgendeiner Schematik, einer facheitlen, aus Unbestechlichkeit und catonischer Kargheit hämisch werdenden Rechthaberei. Dieser Kritiker setzt eine Leserschaft voraus, die Nüancen zu würdigen weiß, frei von jeder Engherzigkeit ist, hinaus über jede Befangenheit in Vorurteilen irgendwelcher Art, und gleichfalls grenzenlos verliebt in alles, was Theater heißt. Und er setzt voraus Schauspieler und Bühnen, die den Kritiker nicht als ihren natürlichen Gegner ansehen, nicht als den unverantwortlichen Nörgler und Störenfried, der voll Verachtung richtet, überheblich schulmeistert. Sondern solche, die erkennen und spüren, dieser Kritiker will nichts sein als ihr Bruder in der Liebe zum gemeinsamen Schwarm: Theater, ihr Mithelfer am Werk. Dieser

Kritiker bleibt sich gar sehr dessen bewußt, daß er durchaus nicht unfehlbar, vielmehr durch eigne Neigungen, Wünsche, Ideale mehr oder minder unterirdisch festgelegt und persönlichstem Irrtum ausgeliefert ist. Aber auch dort, wo er tadelt, wird er auf der Seite des Künstlers stehen und nichts energischer betonen als seine Abwehrstellung gegen ein in Hochnäsigkeit plumper Anbiederung gleich kenntnis-, takt- und niveauloses Publikum. In einer Zeit des skrupellos um seine Existenz kämpfenden Theaterbetriebs wird dieser Kritiker das Theater vor sich selber schützen, die Mimen vor dem Verzicht auf das Wesentliche ihrer Mimennatur bewahren, die Dramatik gegen die Kapitulation vor der Konjunktur, der Mode, der leichtfertigen Effekthascherei stärken. Aus der Umklammerung des Theaterbetriebes das Theater retten; das heißt, solange man kann, an diese Möglichkeit glauben, also, was man immer ist, auch in diesem Sonderfall sein: Dichter, das Unwahrscheinlichste für erreichbar haltend, Liebender, Liebender, Liebender!

Welches Bild bekommt so ein Liebender bei einem ersten allgemeinen Überblick vom gegenwärtigen Berliner Spielplan? Soundsoviele „größte" Revuen, im übrigen (nicht anders, wie es immer war) einige bewährte alte Stücke und einige Neuheiten. Nur, daß die Novitäten fast immer Gelegenheiten sind, einen bestimmten, seines Erfolges gewissen Solistenliebling glänzen zu lassen. Die Theater gehen kein Risiko mehr ein, wagen keine Experimente mehr, lassen sich auf nichts Unsicheres, Abenteuerliches, Extravagantes ein. Dem entspricht in der Mehrzahl der Kritiken ein gleichmäßiges, unterschiedsloses, obligatorisches Miesmachen, im Publikum eine bedauerliche Theatermüdigkeit. Und was ist demgegenüber schließlich der eigene unvoreingenommene Befund des Theaterliebenden? Ich sah vom leichten Genre eine recht amüsante und eine weniger gelungene Revue, eine sympathische Miniaturrevue, eine entzückende Revueparodie, vom ernsthaften dramatischen Theater eine sensationelle und eine handwerklich gediegene Klassikervorstellung, die saubere Darstellung eines liebenswerten Shawstückes, und die schauspielerisch interessante Ausführung einer englischen Durchschnittskomödie. Und was ich nicht (oder noch nicht sah): „Die Gefangene" von Bourdet, „Zweimal Oliver", „Lysistrata", „Das Grabmal des unbekannten Soldaten", „Biberpelz", „Ghetto" „Die Wildente" — das ist schließlich auch kein Repertoire der Unwesentlichkeiten. Mir scheint also doch, das allgemeine Niveau ist gar nicht mehr so schlecht, die Anpassung an den Publikumsgeschmack auch nicht mehr so unbedingt — sollte am Ende die zünftige Kritik . . . ? (Das unerreichte Vorbild aber einer dichterischen, in meinem Sinne gewissenhaften Theaterkritik bleibt Alfred Kerr. Dies sei ausdrücklich betont, um kein Mißverständnis und kein Mißverstehenwollen aufkommen zu lassen!) Und nun die paar Stichproben: Die *Charell-Revue „Von Mund zu Mund"* hat eine originelle Grundidee, die freilich nicht genügend genutzt wurde, köstliche Bildeinfälle des Malers Trier, hübsche Choristinnen, den Tänzer Douglas und *das* deutsche Revue-Ereignis: Curt Bois. Hat leider mäßige Texte, ranzige Witze, weiß mit der Waldorff und der Gläßner nichts Rechtes

anzufangen, faßt sich aber löblich kurz und ist als Ganzes eine unterhaltsame, gefällige Angelegenheit. Wenn Curt Bois auf der Bühne ist, ist Leben da, stets blühen ihm aus der szenischen Situation Einfälle zu, souverän spielt er mit seinen Partnern, mit Requisiten und mit sich selbst, nirgends existiert eine leere Stelle, noch ein flaues Couplet bekommt von seiner Intensität Antrieb und Effekt, es ist eine Lust, ihn zu sehen, zu hören, mit ihm zu strampeln, denn seine taktsichere Beweglichkeit überträgt sich auf den empfänglichen Zuschauer, die Füße machen unwillkürlich mit wie bei einer guten Jazzband (und dem tüchtigen Tänzei Douglas, der aber früher, in der Nelsonschen Negerrevue, noch stärker auf mich wirkte, als hier. Übrigens sollte man sich von dem Vorurteil, es müsse in jeder Revue eine Jazzband auf der Bühne ein paar Stücke spielen, endlich freimachen.) Bendows Indianerszene fand ich, ich kann mir nicht helfen, gar nicht schlecht. Einen richtigen, unwiderstehlichen Schlager, wie ihn Pariser Revuen zu haben pflegen, hat diese Revue nicht. In Nelsons Unternehmen, dem Nelsontheater, bringt Rudolph Nelson ein anspruchslos fröhliches, erfrischend unlogisches, um einen Akt zu langes Revue-Kammerspiel *„Die tanzenden Fräuleins"*. Da gibt es, wie selten heut an „ernsthaften" Theatern, ein kleines Ensemble, eine menschlich verbundene Künstlerfamilie sozusagen, werden die Vorstellungen nicht schlechter, weil stets (auch bei der soundsovielten Wiederholung) schauspielerischer Ehrgeiz derselben Kräfte waltet und die Direktion wachsam bleibt. Zerletts Singspiel hat (in fünf Bildern) unverwüstliche Laune, Geist- und Trick-Humor, ergiebige Chansontexte, und genügend Gelegenheit für den revuegemäßen Improvisationsulk. Die Couplets bringt Käte Erlholz mit einer Akkuratesse, die mancher Berühmtheit des tragischen Fachs zu wünschen wäre, Willi Schaeffers besitzt eine intelligente und kultivierte Improvisationskomik, Szöke Szakall die Trickgeübtheit und das unverwüstliche Spaßmachertalent des Ungarn.

Der belanglose, schludrig gearbeitete Schwank *„Kukuli"* war (im Lustspielhaus) sehenswert durch die natürliche Humorbewegung der Schauspielerin Carola Neher. Diese Frau hat alles Zeug zu einer entzückenden Lustspieldiva: Jugendlichkeit, Charme, Beweglichkeit, Bühnensicherheit, Stegreifgeschick und einen freien, herzhaft frischen Ton.

Ganz unaufdringlich, mätzchenlos gut, einfach gut als solide, mustergültige Theaterleistung (im Staatstheater) Jessners beseelte Aufführung von *Kleists „Amphitryon"*. Das Sprachliche, das Geistige, das Poetische der Dichtung leuchtete gleich vollkommen, eine zuverlässige, hingebungsvolle, gewissenhafte Arbeit steckt in so einer Vorstellung, die gar nichts von sich hermacht. Lina Lossen, Bildt und Florath sind die Hauptstützen dieser im besten Sinne klassischen Vorstellung, die aus liebevollem Dienst an der Dichtung erblühte und die man mit dem Gefühl verläßt: es kann kaum besser gemacht werden.

Eigenwillig versuchte im selben Staatstheater der Regisseur Piscator aus *Schillers „Räubern"* ein Stück zu gewinnen, das auch dem unverbildeten

Publikum unsrer Tage etwas zu sagen hat. Da es nicht genug zeitgenössische Dramen gibt, die mit einem ähnlichen Impetus ein Gegenwartsgeschehnis revoltierend gestalten, ist prinzipiell wider solchen Versuch nichts einzuwenden. Ich bin sehr dagegen, daß man heute noch recht lebendige Dichtungen wie Wedekinds „Franziska" respektlos aus Gründen des Regieeffekts umrangiert und schließlich gegen den Autor selber kehrt. Aber ich bin gern damit einverstanden, daß man überlebten, fast toten Museumsstücken neuen Odem einbläst, das aus ihnen herausholt, was die Zeiten überdauerte, wenn man es aus weltanschaulicher Absicht und Gründen der Gesinnung tut. Piscator hält mit Recht das Aufrührerische für das heut noch wesentliche Element des Dramas, behandelt die Privattragödie der Familie Moor als nebensächlich, dirigiert die Massenszenen virtuos, dabei nutzt er gut, was er im „Proletarischen Theater" lernte (wo er einst, in einem Stück von Franz Jung, bei unzulänglichsten Bühnenbedingungen und fast dilettantischem Darstellermaterial etwas Wirksames schuf). Diese Szenen könnten sich ruhig selbständig machen, im Rahmen einer revolutionären Veranstaltung vorgeführt werden, als Glanznummern eines niveauhohen Propaganda-Abends. Hauptfigur ist bei Piscator der Agitator Spiegelberg, und Piscator hat das Glück, für diese Rolle in Paul Bildt einen Schauspieler zu bekommen, der nun wirklich auch darstellerisch der Clou der Aufführung ist. Bildt spricht vorzüglich, im „Amphitryon" die Kleistische Sprachmelodie, hier das zynisch Sachliche, das Piscator für die Revoltereden anstrebt. Piscator will nämlich Schillers schwungvolles Schwärmen transponieren in die kalte Glut sowjetistischer Manifeste. Meiner Erfahrung nach befindet er sich da in einem Irrtum. Schillers Pathos ist sicher nicht mehr unser Pathos, aber es wäre nicht in intellektuell gliederndes Raisonneurtum (noch so leidenschaftlicher Färbung) zu übersetzen, sondern zweckmäßiger in eine Sprachflut zu steigern, die auch Heutige mitreißt (so gewiß auch unsre Zeit ein Pathos hat). Schauspielerisch kommt sowieso Piscators sprachformale Absicht zu kurz. Nur Paul Bildt beherrschte den Ton solcher leidenschaftlichen Sachlichkeit, bei den andern Darstellern kam er karg, doktrinär, gepreßt heraus, nur Bildts Sprechstil war heutiges Pathos (und, was dazu gehört, unterstützt durch den adäquatesten mimischen Stil). Natürlich paßt zu so entschlossener Vergegenwärtigung Schillers Schluß nicht. Da war aber Piscator leider nicht mehr verwegen genug, tabula rasa zu machen. Das heißt, nach der Pause wurde die Vorstellung uninteressant. Das Räumliche war gut in der Waldszene gelöst, sonst allzusehr Puppenstube und Kinderspielzeug, und wenn in kleinen Kästchenkammern trübe Lichtlein ein hellerleuchtetes Schloß bedeuten sollten, so brachte auch der willigste Neuerungsenthusiast kaum soviel Einbildungsbereitschaft auf. (Außer Bildt waren schauspielerisch interessant Florath und Harlan.)

Max Herrmann (Neiße)

BERLINER THEATER

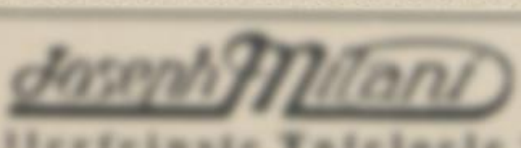
Selbstverständliche Voraussetzung des überhaupt diskutablen Bühnenkritikers ist seine leidenschaftliche Liebe fürs Theater. Fürs Theater als leibhaftige Mischung aus Kulissen-Dreck, Bretter-Zauber, Spiel-Seligkeit, Garderoben-Intrigue, Stark-Überheblichkeit, Statisten-Klatsch, unverbindlichem Eros-Getu. Liebe fürs Theater als lebendiges Ding, als einen immerhin Glück spendenden Teil dieses verzwickten, belämmerten, fragwürdigen Daseins! Als den Teil, der alle andern zu enthüllen und zu bestätigen wagt. Durch solche Theaterliebe wird man positiver, nicht negativer, aktiver, nicht passiver Kritiker. Ideelles Mitglied des Theaters also (nicht feindlich, mißgünstig oder auch nur abwartend Außenstehender) ein geistiger Spießgeselle der Menschen auf den Brettern, der sich auch keine Objektivität anmaßt, sondern von vornherein sagt: so ist meine gefühls- und vernunftgemäße Stellungnahme, ich mache aus ihr kein Hehl, ich beurteile aus ihr eure Leistung. Ich beurteile sie nicht als ein hämischer Beckmesser, der einen Fehler sucht, seine Überlegenheit zu beweisen. Ich mö zu ge Sc Vo Ze Pu ge be ess he wa ste Da zu de irg Mo ein we die üb gre spi an vo erl Lie

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

BÜCHER

Bret Harte: KALIFORNISCHE ERZAEHLUNGEN. Gustav Kiepenheuer Verlag.

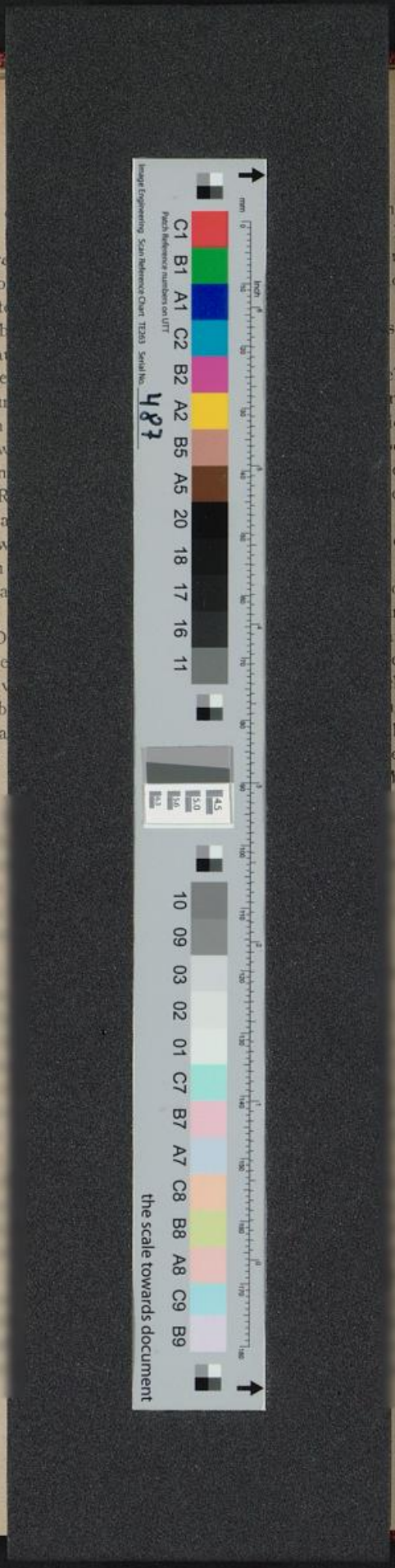
Ein entzückendes handliches Bändchen, von Rudolf Schlichter illustriert, bringt in einer neuen, lebendigen Verdeutschung durch Paul Baudisch *Bret Hartes »Kalifornische Erzählungen«*. Aktuell für eine Zeit, da man so gern aus widriger Umwelt seine Phantasie in exotische Unkontrollierbarkeiten und abenteuerlichere Regionen schweifen läßt, da die jungen Dramatiker ihren Stücken am liebsten Wildwest zum Schauplatz geben, werden wieder diese herrlichen Geschichten, die die heimliche Anregung und Bezugsquelle für so viele Motive heutiger Literatur zu sein scheinen. Aber auch ohne solche Beziehungen und ganz für sich sind diese zwanzig Prosastücke eine köstliche Sache, glänzend geschrieben, dingliche, atmosphärische, handliche Gestaltungen, vorbildlich in der sichren Beherrschung der Technik, im bunten Reichtum ihrer Einfälle, in der charmanten Leichtigkeit fesselnden, wirklichen Erzählertums. Grade diese vollendete Erzählergrazie, Erzählerenergie ist unserm heutigen Schriftstellertum selten gegeben, das sich mit »Problemen« abquält, Intelligenzproben konstruiert, Gefühlsergüsse verströmt, Kunstgewerbliches drechselt, Tendenzen hanebüchen hinlegt, aber in den wenigsten Fällen das Wesentliche kann: eine spannende, inhaltsreiche, dabei gesinnungshaft anständige, kluge und menschliche Geschichte formen. Denn Bret Hartes Geschichten haben neben ihrer Inhaltsbravour das Verdienstliche, auf unauffällige, eindringliche Art fortschrittliche, freiheitliche Auffassung zu verbreiten, gegen Rassenhaß aufzutreten, klerikale Macht- und Besitzgelüste zu entlarven, die Ueberheblichkeit und unberechtigte, scheinheilige Strenge eigensüchtiger Satzung zu erschüttern. Und sie machen das so anmutig, ja heiter, literarische Vorläufer der graziösen und gesinnungshaften Menschlichkeitskomödien der Kinogenies Chaplin, Fatty, Harald Lloyd, eine ebenso sanfte wie tödliche Ironie bringt anerkannte Meinungen und Autoritäten in ein spaßiges Wackeln, die Perspektiven und Wertungen verschieben sich, ein im Europäerlager Verachteter wird bei den Indianern allmächtiger Häuptling, Außenseiter der Gesellschaft benehmen sich im entscheidenden Momente als Gentlemen, von der Härte des Gesetzes Verstoßene erweisen sich als Helden, Nichtsnutzige wagen ihr Leben, um einem kleinen Jungen eine Weihnachtsfreude zu bereiten, Pferdediebe werden durch eines Mädchens Kuß zu Höchstem angespornt. Es ist eine eigenartige, charakteristische Welt, die sich unvergeßlich einprägt, weil sie so echt und schlicht in ihrer Leibhaftigkeit dasteht, nicht schönfärberisch lackiert Gymnasiastenträume von Indianer- und Trapperromantik bestätigt, sondern wirklich ist mit ihren Goldgräbern, Farmern, Hinterwäldlern, ihren sportlustig wagemutigen Sheriffs, ihren Waldläufern, die mit Bären gut Freund sind, aber der Koketterie eines berechnenden Dämchens erliegen, mit diesen Gemeinschaften »kräftiger Männer mit trotzigen Tugenden und faszinierenden Lastern«, eben soviel Kraßheiten, Rohheiten, Brutalitäten als sentimentalen Regungen, kindlichen Schwächen, Courtoisieen. Alle haben sie in ihrer Vergangenheit etwas auf dem Kerbholz, und lassen doch eine schroffe Justiz prompt in Kraft treten, läßt



einer innerhalb der neuen Sozietät sich was zuschulden kommen, aber auch solche kommentmäßig kostümierte, sich reputierlich gebärdende Lynch- und Willkürjustiz gönnt ihren Opfern noch die letzte Abenteuerchance und diffamiert sie nicht, man erhängt voll Hochachtung, bewußt, wie zufällig die Rollen von Richter und Gerichteten verteilt sind, außerdem ist man ständig unterm Druck höherer Naturgewalten, Waldbrände und Hochwasser können im Nu jedes Leben gefährden und grade dem Untauglichsten einen Glücksfall zur Rettung, dem Befähigtsten einen unerwarteten Untergang bereiten. Hartgesottne Sünder schwelgen in Heimaterinnerungen, die Flunkereien und doch tief empfunden sein können, abgebrühte, eigennützige Naturen werden vor einem Neugebornen hilflos zärtlich und opfern sich auf, Kompagnons zweifelhaften Handels bleiben sich übern Tod getreu, alle Leidenschaften und Instinkte treten hier elementarer auf als in dem durch Kultur gebändigten, in Ränken und unterirdischen Gemeinheiten desto hemmungsloseren Europa, Groll auf Tod und Leben besteht zwischen zwei Männern, weil zuviel Soda im Brot war, wenn der eine der beiden unversöhnlichen Gegner am Sterben ist, drückt ihm der andre dennoch kameradschaftlich die Hand, und wenn ein Weißer allzu zartfühlend das geliebte Indianermädchen Olooya nicht für vierzig Dollars kaufen mag, geht sie ihm an einen smarteren Landsmann verloren, der fünfzig bietet. Das Ideal mancher (nicht meiner) Jugend: Karl May, (dem ich nicht seine literarischen Anleihen und seinen schlechten Stil, sondern seine optimistische, christelnde, konventikelhaft sächsische Moralisierung exotischer Bezirke verdenke), ist nichtig, verblaßt im Technischen, Inhaltlichen, Gesinnungshaften, gegen diesen Bret Harte gehalten, der — während Karl May die Jugend kindisch machte — die Alten jung, die Jungen erfahren und in freiheitlichem Sinne überlegen zu machen weiß.

Max Herrmann (Neiße)

einer innerhalb
kommentmäßig
justiz gönnt ihr
man erhängt vo
Gerichteten vert
gewalten, Waldb
grade dem Unta
erwarteten Unte
rungen, die Flu
nützige Naturen
Kompagnons zw
schaften und In
bändigten, in R
Europa, Groll a
Soda im Brot w
ist, drückt ihm
Weißer allzu za
Dollars kaufen
fünfzig bietet. D
seine literarische
christelnde, konv
ist nichtig, verb
Bret Harte geha
Alten jung, die
weiß.



nmen, aber auch solche
Lynch- und Willkür-
nd diffamiert sie nicht,
ollen von Richter und
Druck höherer Natur-
s Leben gefährden und
Befähigtsten einen un-
lgen in Heimaterinne-
nen, abgebrühte, eigen-
ch und opfern sich auf,
d getreu, alle Leiden-
dem durch Kultur ge-
esto hemmungsloseren
Männern, weil zuviel
en Gegner am Sterben
Hand, und wenn ein
ooya nicht für vierzig
ndsmann verloren, der
rl May, (dem ich nicht
ern seine optimistische,
her Bezirke verdenke),
gshaften, gegen diesen
kindisch machte — die
e überlegen zu machen
Max Herrmann (Neiße)

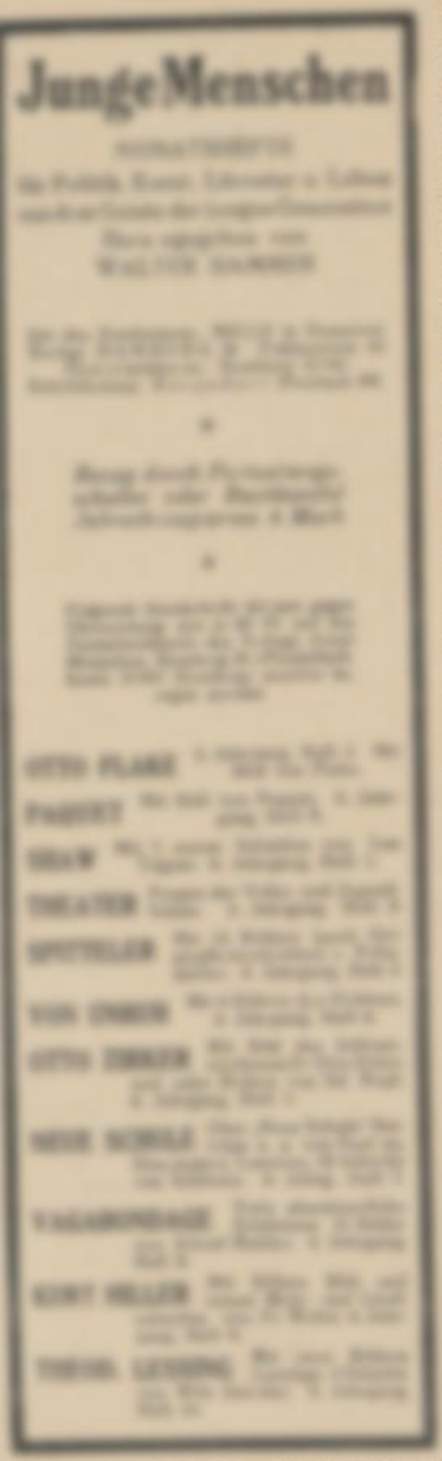
EMIL LUDWIG ENTSCHULDIGT WILHELM DEN ZWEITEN

Die Rezensionen, die ich bisher in fortschrittlichen und linksgerichteten Blättern las, und alle der Reaktion ehrlich feindseligen Publizisten, die ich sprach, waren des Lobes voll über Emil Ludwigs Buch. Auch ich muß zugeben, daß es sich spannend liest, sehr geschickt gemacht und eine tüchtige literarische Leistung ist. Aber man soll sich nie von rein ästhetischer Begeisterung überrumpeln lassen; ich spüre etwas Gefährliches in dem Buche, und grade weil ich mit meiner Befürchtung so allein stehe, liegt mir daran, sie zur Diskussion zu stellen. (Auch Paul Levi hat solche Gefahr nicht bemerkt, Ernst Weiß mißkreditiert sich selbst mit der Zuerteilung des Superlativs: weisester für eine ausgesprochen subalterne Soldaten-Natur.) Die Lobsprecher des Buches halten es nämlich für eine absolut zwingende Entlarvung des Kaisers als eines unfähigen, schwachen Menschen. Sie erhoffen sich von dem Werk eine antimonarchistische, zumindest antihohenzollerische oder antiwilhelminische Wirkung. Ich glaube, daß es nur den Wenigen so erscheint, die von vornherein diesen Standpunkt haben und ihre eigne Stimmung in Ludwigs Buch hineinlesen. Freilich werden Wilhelms schlimme Charaktereigenschaften nicht verschwiegen, werden alle Aeußerungen seiner Eitelkeit und Anmaßung, seines gefahrlos burschikosen, rüden, brutalen Umgangstones, seiner Taktlosigkeit und Unbeherrschtheit, seiner maskierten Kenntnislosigkeit und seines Allesbesserwissens, seines Versagens in Friedens- und Kriegszeiten notiert. Aber weil das Buch mit dem beliebten psychologischen Dreh geschrieben ist, wird alles verstanden und alles verziehen. Natürlich hat Ludwig mit der Feststellung recht,

Hans Reimanns „Sage"

daß die würdelose Haltung der Paladine, Minister, Diplomaten, Schranzen, die Liebedienerei sogar von unabhängigen Gelehrten, Bischöfen, Künstlern, Kapitalsjuden und Sozialisten, das Untertänigkeitsgefühl des gesamten Bürger- und Pöbel-Packs dem Größenwahnsinnigen seine verhängnisvolle Rolle erleichterte. Natürlich definiert er glänzend den Zustand, wenn er schreibt: »Das Bürgertum stand unentwegt zu seinem Kaiser, unter dem es reich geworden war und immer noch reicher wurde.« Auch stellt Ludwig in seinem Buche richtig fest, daß in Deutschland nichts Folgen hat. Aber gerade das sollte er besser bedacht haben. Denn wie das Buch geschrieben ist, als meisterhaft aufgebaute Lebensgeschichte, ist es für den Hohenzollern-Anhänger oder für den Indifferenten eine Entschuldigung des armen Wilhelms, eine Rehabilitation des Märtyrers von Doorn. Liest es sich wie ein Roman, mit der Tendenz, jenen fatalen Wilhelm zu erklären, wird sein Leben die Schicksalstragödie eines geistig begabten, vom besten Willen beseelten Menschen, den eine falsche Erziehung und eine unzuverlässige, heuchlerische Umgebung ins Verderben stürzte. Mit einer wahrhaften Akrobatik von Psychologismus werden ihm noch die flegelhaftesten Aussprüche mild ausgelegt, wird aus einem Quälgeist ein Dulder gemacht. Eine Kreatur, die beim Trambahnerstreik dem Generalkommando drahtet: »Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppe mindestens fünfhundert Leute zur Strecke gebracht werden,« wird in Schutz genommen gegen die Auslandsstimmen, die aus solchen und ähnlichen Provokationen (auch den schlimmsten außenpolitischen während der Kriegszeit) — nach Ludwigs Ansicht fälschlicherweise — auf kriegerische Ungeduld sch'ossen. Mit alledem schreibt Ludwig für den monarchistischen Durchschnittsdeutschen die Rehabilitation seines Kaisers. Der einzig mögliche Standpunkt der verhängnis-

HANS REIMANN
Dr Gerni
Die wirklichen Hintergründe des Weltkrieges
Geschichte Wilhelms II.
ZWEITER BAND
Die Verführung von Europa durch Rußland
PAUL STEGEMANN VERLAG
HANNOVER



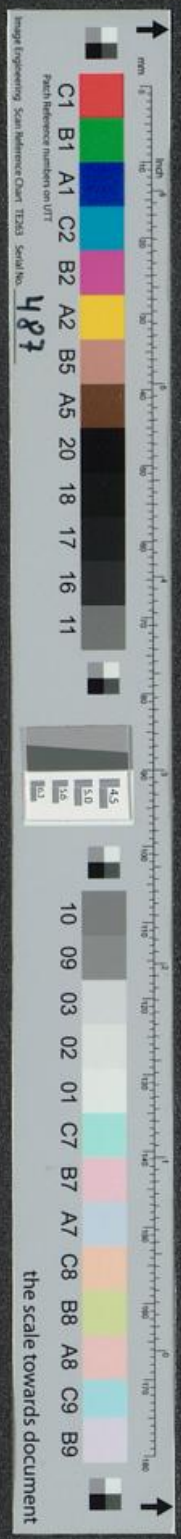
vollen Erscheinung Wilhelms des Zweiten gegenüber könnte, erst recht im Stadium erhöhter monarchistischer Propaganda, nur die eindeutigste Ablehnung, Verurteilung, ja Verächtlichmachung sein. Ludwig ist vornehm, demokratisch, schwebt über den Dingen. Die deutsche Revolte, soweit sie überhaupt diesen Namen verdient, litt daran, daß sie sich zu keiner radikal tendenziösen, praktischen Aktion entschließen konnte. Wenn heut etwas aggressiv, ohne Aengstlichkeit und Gerechtigkeitsfimmel zu behandeln wäre, so ist es die Rolle der Hohenzollern, das Bild Wilhelms des Zeiten. Ludwig errichtet ihm romantisch ein Denkmal, das zwar antimonarchistisch gemeint ist, aber die Spießer um sich versammeln wird, die bibbernd erkennen: »Er hat doch nichts dafür gekonnt!« Und vom Bedauern zum Huldigen ist kein so großer Schritt; in einer Zeit erhöhter reaktionärer Werbetätigkeit wirkt (jedenfalls für mein Gefühl) dies Buch auch wie eine Art Vorbereitung der Wiederkehr des kaiserlichen Flüchtlings.

Max Herrmann (Neisse)

VON ALKOHOL UND RAUSCHEN

vollen Erscheinung Wilhelms des Zweiten gegenüber könnte, erst recht im Stadium erhöhter monarchistischer Propaganda, nur die eindeutigste Ablehnung, Verurteilung, ja Verächtlichmachung sein. Ludwig ist vornehm, demokratisch, schwebt über den Dingen. Die deutsche Revolte, soweit sie überhaupt diesen Namen verdient, litt daran, daß sie sich zu keiner radikal tendenziösen, praktischen Aktion entschließen konnte. Wenn heut etwas aggressiv, ohne Aengstlichkeit und Gerechtigkeitsfimmel zu behandeln wäre, so ist es die Rolle der Hohenzollern, das Bild Wilhelms des Zeiten. Ludwig errichtet ihm romantisch ein Denkmal, das zwar antimonarchistisch gemeint ist, aber die Spießer um sich versammeln wird, die bibbernd erkennen: »Er hat doch nichts dafür gekonnt!« Und vom Bedauern zum Huldigen ist kein so großer Schritt; in einer Zeit erhöhter reaktionärer Werbetätigkeit wirkt (jedenfalls für mein Gefühl) dies Buch auch wie eine Art Vorbereitung der Wiederkehr des kaiserlichen Flüchtlings.

Max Herrmann (Neisse)



HIE KLASSIKER, HIE ZEITGENOSSEN

Der Fall ist zwiespältig. Leute, die um jeden Preis einen toten Autor dem lebenden Zeitgenossen vorziehen, sind mir ebenso zuwider, wie die kritiklosen Bewunderer alles Heutigen. Es gibt Pfaffen der Tradition und Pfaffen der Revolte. Blinder Eifer und grundlose Anbetung ist hier wie dort vom Uebel. Und immer von Unkenntnis bedingt. Mancher amusische Literat fühlt sich wunder wie aktuell und radikal, wenn er Jean Paul ablehnt, und hat in Wirklichkeit nur keine Ahnung von dessen Fülle. Mancher schriftstellernde Bürger fühlt sich wunder wie kultiviert und auf Erhaltung geistiger Güter bedacht, wenn er Fritz Reuter gegen Heinrich Mann ausspielt, und verrät damit doch nur sein Unvermögen, Subalternes von Großzügigem zu unterscheiden. Es hapert auf beiden Seiten an Differenzierungsvermögen. Es gibt lebendige Klassiker und tote Novitäten, aktuelle Dichtungen, die vor ein paar hundert Jahren geschrieben wurden (Swift), und ewig belangloses, antiquiertes Geschreibsel, das eben erst entstand. Es ist eine gefährliche Verranntheit, jeden, der heut schreibt, zum Zeitgenossen und sich mit ihm solidarisch zu erklären. Ein Konjunktur- und Kolportage-Macher ist nicht deshalb in Schutz zu nehmen, weil er gleichaltrig ist und im neuesten Stile schmiert. Im Gegenteil, er kompromittiert diesen Stil, er mißbraucht ihn und mißkreditiert die ganze Generation. Ein Vorurteil ist immer dumm,

Unter Huren, Spitzeln und Zuhältern

Der Maupassant der Kriminalistik

ob es für die Gegenwart oder für die Vergangenheit besteht, eine unterschiedslose Anbetung stets beschränkt, ein Nachbeten blamabel. Wer ehrlich seine Eindrücke eingesteht, auch wenn er sich im Einzelfall hie und da überstürzt, nicht aufrecht zu Haltendes äußert, ungerecht ist, bleibt wertvoll als selbständig Stellung Nehmender. Wer sich an Eingetrichtertes, von andern begünstigte, in irgendeinem Klüngel geläufige Meinung anlehnt, oder gar anklammert, ist unwichtig als Dutzendware und soundsovielte Wiederholung. Doch abgesehen von Bewunderung oder Ablehnung, muß man es im Gefühl haben, daß es nottut, die zeitgenössischen Werke zu lesen. Nicht um sich auf dem Laufenden zu halten und immer modern orientiert mitreden zu können. Sondern weil selbst tot ist, wer nur mit Toten umgeht. Weil man sonst mitschuldig ist daran, daß die Werke der Zeitgenossen lebendig begraben, ja im Entstehen schon erstickt werden. Weil man sich um das kümmern soll, was wohl doch nicht so ganz zufällig in den gleichen Zeitraum wie unsre eigne Existenz hineingesetzt ist. Ja, sagen wir es ruhig, weil man die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, den mitlebenden Dichtern ihr Leben zu ermöglichen und ihr Dasein zu sichern. Wer nur Bücher verstorbener Autoren kauft, läßt die Künstler der eignen Generation verhungern, ignoriert, negiert sie, ist ein wirklicherer, gehässigerer, brutalerer Feind als derjenige, der überhaupt nichts Literarisches erwirbt und sich um klassische und moderne Dichtung nicht kümmert. Und in dieser Hinsicht wird der Fall dann doch ganz eindeutig: wo es sich um praktische Förderung handelt, ist der lebende Autor zu begünstigen! Die schönsten Wiederausgrabungen eines noch so guten alten Werks ärgern mich als ein Raub an heutigem Bestande und sind gradezu ein schweres Unrecht, solange sogar den als wichtig anerkannten, künstlerisch einwandfreien

Stadtbibliothek Düsseldorf

Autoren von heut, denen, die wirklich etwas zu sagen haben, immer wieder der Weg in die Oeffentlichkeit erschwert ist. Solange sie bei jeder neuen Arbeit immer wieder in der entwürdigendsten Weise um die Gnade eines Verlegers und um einigermaßen erträgliche Vertragsbedingungen ringen müssen. Solange den meisten von ihnen die Publikation ihrer neuen Leistung unsäglich erschwert, um den günstigsten Moment gebracht, unverantwortlich verspätet oder völlig verhindert wird. Eine Frage, die man erst ästhetisch, leidenschaftslos, uninteressiert nach beiden Seiten hin, korrekt entscheiden konnte, wird nun sozial, menschlich, privat brennend und fordert die einzig mögliche, temperamentvoll beteiligte, bewußt, freudig, begründet parteiische Parole: Erst die Zeitgenossen, dann die Klassiker!

Max Herrmann (Neiße)

Autoren von heut,
etwas zu sagen habe
Weg in die Oeffe
ist. Solange sie bei
immer wieder in d
Weise um die Gnade
um einigermaßen e
bedingungen ringen
den meisten von ih
ihrer neuen Leist
schwert, um den g

vortlich verspätet
t wird. Eine Frage,
ch, leidenschaftslos,
beiden Seiten hin,
konnte, wird nun
rivat brennend und
gliche, temperament-
ußt, freudig, be-
Parole: Erst die
die Klassiker!
Herrmann (Neiße)

Albert Daudistel: DIE LAHMEN GOETTER (Verlag Die Schmiede, Berlin).

In der Vorbemerkung zu diesem Buche berichtet Rudolf Leonhard, daß es sich dabei um die verkürzenden und zusammendrängenden Aufzeichnungen eines Menschen der unteren, aufsteigenden Schicht handle, der Schlächtermeisterssohn, Matrose, Agent, Kriegsteilnehmer, sozialistischer Revolutionär, Festungsgefangener in Niederschönenfeld war. Leonhard erblickt in diesen Aufzeichnungen eine Probe von »proletarischer« Kunst (»wenn heute überhaupt schon von ‚proletarischer' Kunst gesprochen werden darf«, fügt er mit großer Berechtigung hinzu), eine Ahnung der

ZEITSCHRIFT FÜR KÜNSTLERISCHE KULTUR
DER KREIS
Herausgeber Ludwig Benninghoff und Wilhelm Pontalart

Kunst, »die nach den Ausgangsschlachten des Expressionismus kommen wird«, wo wichtig sein wird »die Erfassung und intensivierende Wiedergabe des neuen Erlebens . . . das Erlebnis nicht einzelner Individuen . . . sondern der ganzen aufsteigenden Schicht.« Ich bin, noch über seinen Zweifel hinaus, davon überzeugt, daß es heut noch gar keine proletarische Kunst geben kann, weil es heut wieder weniger als je eine einheitliche, ihrer selbst bewußte proletarische Klasse gibt und auch kein einheitliches proletarisches Lebensgefühl. Der günstigste Fall, der heut möglich ist, wäre für mein Gefühl eine Literatur, die eindeutig und entschieden fürs Proletariat Partei nimmt oder wenigstens die besondere Existenz des Proletariers darstellt, realistisch, tatsachengetreu irgendeinen Abschnitt, eine Episode des Klassenkrieges oder die speziellen Lebensbedingungen und Gewohnheiten eines Arbeiters gestaltet. Daß einer seiner Herkunft nach der unteren Schicht entstammt, bietet an sich noch keine Gewähr dafür, daß er sie stark erlebte und zu gestalten vermag. Und wie steht es nun um dies Erstlingswerk des Albert Daudistel? Vom »Erlebnis der ganzen aufsteigenden Schicht« kann ich beim besten Willen kaum etwas in diesen beiden Erzählungen entdecken; es sind harmlose, mit einer gewissen Bravour hingehauene Skizzen, die Momente aus dem Leben eines sogenannten Proleten auf eine sehr stimmungsbetonte, nach einer bestimmten Richtung arrangierende Art formen. Das Entsetzlichste in der bürgerlichen Literatur war für mich immer jener forsche, fesche, gewollte Optimismus, der auch die schlimmsten Situationen ins Rosenrote drehte und mit einem widerlich nötigenden und dummdreisten »Hab' Sonne im Herzen!« die Illusion einer in jeder Hinsicht vollkommenen Welt vorspiegeln möchte. Eine ähnliche Lebensfreudigkeit ins proletarische Milieu übertragen ist mir aber eigentlich gleich peinlich, und das Argument sogenannter linksgerichteter Verlage und literarischer Cliquen, eine »negative Tendenz« würde »die einfachen Menschen noch mutloser machen« und auch typische Schilderungen des Proletariats müsse man ablehnen, wenn sie entmutigend wirken, ein solch schiefes Dogma scheint mir um kein Haar besser als der Betrug bürgerlicher Tendenz, die denselben Verklärungs- und Beschwichtigungsschwindel für die Zwecke ihrer bürgerlichen Politik aufzieht. In Daudistels Buch floriert nun etwas, was der günstige Beurteiler als proletarischen Humor loben dürfte, ein Humor um jeden Preis, eine Burschikosität, die sich nicht unterkriegen lassen will, aber so mit einer Geste, die sich auf die Schenkel klopft, dem andern einen derben Puff versetzt, und schließlich hinauskommt auf die alte deutsche Soldatenbrutalität, die in so grausamen Spässen wie Schinkenklopfen und Aequatortaufe ihr Gaudium fand. Freilich motiviert Daudistel seine lärmende Drastik als einzig wirksame Methode, die Düsternisse der Gefangenschaft zu überwinden: ist die Episode wo der Mutter mit einem Mummenschanz über die Tragik der Besuchsstunde hinweggeholfen wird, menschlich sympathisch. Dennoch wirkt das Ganze auf mich, ich kann mir nicht

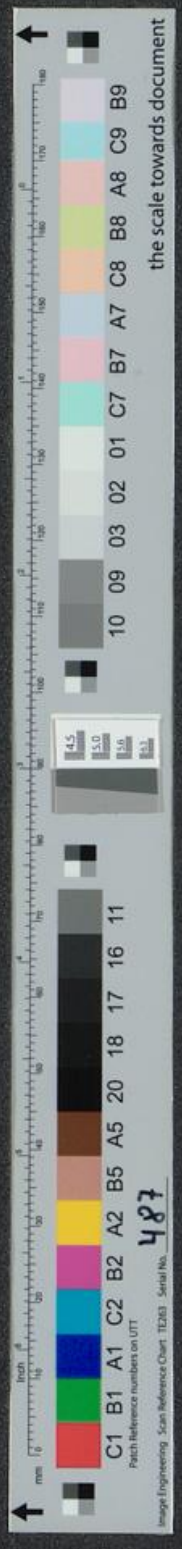
helfen, bajuvarisch laut, allzu robust, hanebüchen. Und der Matrose Muck, die Hauptfigur der ersten Erzählung, als ein aufdringlicher, zu bewußt burschikoser und von sich eingenommener »Mordskerl«. Auch der ehemalige Matrose Hippel der zweiten Erzählung hat ein gut Teil solcher lärmenden, derben Unverwüstlichkeit. Aber diese Geschichte kommt doch über das »Humoristische« weiter hinaus als die erste. Gut ist darin die unbefangene, ursprüngliche Darstellung der primitiven, herzhaften Erotik eines Arbeiterpaares, der Art, wie es sich allmählich eine Existenz und ein Heim zimmert und wie es still und schlicht aus dem Leben geht, als es nicht mehr dagegen aufkommt. Dieser Hafenarbeiter Pitt und sein Finchen, das frühere Dienstmädchen, sie haben schon das Zeug zu einem klassischen Liebespaar einer nicht mehr bürgerlichen Dichtung, ihre Freuden und Leiden sind anders, unpathetischer, aber echter, keine Seelenchosen und Hysterien, sondern Sieg oder Niederlage im schweren Kampfe mit einer (leider noch von sehr ungerechten Gesetzen regierten) Umwelt.

Max Herrmann (Neiße)

BÜCHER, DIE ZUR BESPRECHUNG EINGINGEN

helfen, bajuvarisch
Hauptfigur der erste
und von sich eingen
der zweiten Erzählun
keit. Aber diese Ges
als die erste. Gut ist
tiven, herzhaften Ero
Existenz und ein Hei
als es nicht mehr dag
das frühere Dienstmä
paar einer nicht mehr
unpathetischer, aber
Niederlage im schwe
setzen regierten) Um

Matrose Muck, die
wußt burschikoser
e Matrose Hippel
en Unverwüstlich-
he« weiter hinaus
tellung der primi-
ch allmählich eine
dem Leben geht,
und sein Finchen,
klassischen Liebes-
eiden sind anders,
ondern Sieg oder
ungerechten Ge-
Herrmann (Neiße)



MAX HERRMANN

Am 23. Mai 1886 wurde ich in Neiße geboren. Zu Hause, als einziges Kind, ziemlich verhätschelt. In der Schule litt ich mehr unter den Mitschülern, als unter Lehrern. Nach neun Jahren Gymnasium studierte ich in München und Breslau Germanistik. Ein Erlebnis waren nur die Vorlesungen Richard Muthers. Sonst waren in München Wedekind, Ludwig Scharf, der »Simplicissimus« der Kati Kobus, in Breslau das Kabarett »Imperial« und das Café »Royal«. Nach sieben Semestern gab ich das Verfahren ohne Examen und Doktorgrad auf. 1906 war mein erstes Buch erschienen (»Ein kleines Leben«, Gedichte und Skizzen). Von 1909 an lebte ich dann wieder in Neiße, seit 1917 wohne ich in Berlin (immer voll Sehnsucht nach Schlesien). Da ich in der Hauptsache Lyriker bin, die meisten Zeitgenossen aber nichts für Lyrik übrig haben, erfreue ich mich nicht der geringsten Geltung, besitze ich nicht die kleinste wirtschaftliche Sicherheit.

Von meinen Büchern liebe ich am meisten meine Gedichtbände »Sie und die Stadt«, »Verbannung« (beide bei S. Fischer, Berlin, erschienen), »Empörung, Andacht, Ewigkeit« (bei Kurt Wolff, München), »Die Preisgabe« und »Im Stern des Schmerzes« (beide im Verlage Die Schmiede, Berlin) und den im Manuskript fertigen neuen Versband (der nach einem Verleger schreit). Das Drama »Joseph, der Sieger« wurde (als »Albine und Aujust«) im Kleinen Schauspielhaus in Berlin und im Intimen Theater in Nürnberg aufgeführt, der Einakter »Die Laube der Seligen« viel gelobt und nie gespielt. Die vieraktige Komödie »Panoptikum« hat

weder Verlag, noch Bühne. Prosa: die Romane »Cajetan Schaltermann« (Dreiländerverlag, München) und »Der Flüchtling« (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam), die Novellenbände »Hilflose Augen« (Ed. Strache, Wien) und »Die Begegnung« (Elena Gottschalk, Verlag, Berlin); zwei neue Erzählungen »Er endet in Sachsen« und »Der Todeskandidat« suchen so heftig einen Verleger wie das Kabarettgedichtbuch »Das Sowieso« (das George Grosz illustrieren wollte) und eine »Geschichte des deutschen Kabaretts«.

»Wo lohnt sich irgendeine Müh?
Man stirbt so hin, ob spät, ob früh,
da hilft kein Gebet.
Betrinkt man sich, hält man Diät,
man stirbt so hin, ob früh, ob spät,
verwelkt . . verwest . . verweht . . .«

Max Herrmann (Neiße)

SPEZIALITÄTEN-THEATER

weder Verlag, noch Bühne. Prosa: die R
verlag, München) und »Der Flüchtling
die Novellenbände »Hilflose Augen« (
(Elena Gottschalk, Verlag, Berlin); zwe
und »Der Todeskandidat« suchen so hef
buch »Das Sowieso« (das George Gros
des deutschen Kabaretts«.

»Wo lohnt sich ir
Man stirbt so hin
da hilft kein Geb
Betrinkt man sich
man stirbt so hin
verwelkt . . verwe